



Standes er auch sei, doch unwürdig, sich von einer Frau ernähren zu lassen, der er oft nicht einmal das Äquivalent seiner Liebe zu bieten hat. Muß ein mittelloser oder mittellos gewordener junger Offizier unter allen Umständen sein nächstes Auskunftsmitglied darin erblicken, erst mal zu sehen, ob er nicht seine Person oder seinen edlen Namen verkaufen kann, um dann entweder als Beschützer seiner vermögenden Frau zu leben und hierin seinen Beruf zu erblicken, oder seiner sonstigen Neigung zu irgend einer Beschäftigung zu folgen, die meistens keine ernste Arbeit, sondern mehr oder weniger ein Sport ist. Um Männer wie Sie, lieber Kehn, ist es schade, wenn sie das „Glück“ haben, in dem Moment des Zusammenbruchs eine „gute Partie“ zu finden, die sie sozusagen wieder in den gewohnten Sattel setzt. Die zunächstliegende Sorge für einen Anfänger in Ihrer neuen Lebensführung erlauben Sie mir mit Ihnen zu teilen und zu besprechen, als älterer wohlmeinender Freund, der ich Ihnen gern sein möchte. Ihnen steht die Welt offen, die schöne Welt starker, zielbewußter Arbeit. Glauben Sie mir, öfter als Sie denken, gilt auch dabei das heilige Bibelwort: „Suchet, so werdet ihr finden.“ Nur daß die meisten von Ihnen diese Welt der Arbeit einzig als Mittel betrachten, sich möglichst schnell und mühelos eine angenehme Existenz zu schaffen. Ich habe aber einen und den andern aus Ihren Kreisen gekannt, lieber Freund, der den bunten Rod ausziehen mußte, weil ihn veränderte Verhältnisse dazu zwangen, und der mit stolzem Mannesmut sich wieder auf die Schulbank setzte. Der eine machte mit fast dreißig Jahren noch sein Abiturium und studierte Medizin und ist jetzt ein geachteter Arzt mit einer bedeutenden Praxis, die ihm gestattet, Mutter und Schwester bei sich zu haben; der andre ist Beamter geworden, und als er selbst genügend erworbene, um standesgemäß zu leben, da erst hat er eine wohlhabende Frau geheiratet. Ein dritter wandte sich der Landwirtschaft zu, besuchte die höheren Fachschulen und ging dann nach Südamerika, um dort sein Wissen und Können, seine Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit in die Dienste eines Farmers zu stellen. Dort fand er sein Brot und eine hochinteressante Arbeit und ich glaube auch ein liebes Weib. Ich bin nicht der vielverbreiteten Ansicht, daß die Offiziere, die durch unverschuldete Verhältnisse aus der Armee zu treten genötigt sind, unvermeidlich auf die schiefe Ebene geraten müssen, weil sie zu alt wären, sich eine andre anständige Existenz zu gründen. Sie brauchen nur den festen Willen, die Energie, die Ehrenhaftigkeit, die sie in des Königs Rod besitzen mußten, auch auf einen neuen Beruf als erste Faktoren zu übertragen. Ebensovienig glaube ich, daß junge Offiziere in kleinen Garnisonen durchaus immer geistig zurückkommen müssen. Danach der Mann ist — heißt es auch hier. Wer einen guten Kern in sich hat, der wird ihn in engeren Verhältnissen leichter finden lernen und entwickeln können als in den Umgebungen, Freuden und Zerstreuungen der Großstadt, die unter allen Umständen eher zersplitternd und zerreibend auf gute Anlagen wirken, als konzentrierend und vertiefend. — Verzeihen Sie einem alten Mann, der Ihnen gern Vater geworden wäre, diese lange warnende und mahnende Zusprache. Ich weiß, daß Sie der Mann sind, die Erfahrungen und Ansichten älterer Leute nicht als wertlos in den Wind zu schlagen. Sie haben einen ersten Charakter und einen klaren Geist in sich. Sehen Sie hin und holen Sie ihn heraus!

„Sie werden den Dienst quittieren müssen, zurzeit ein sehr schmerzlicher Gedanke für Sie, das glaube ich gern. Aber ob Ihnen auf die Dauer diese große Passion für „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ treu geblieben wäre, das möchte ich Ihrer ganzen mir bekannten geistigen Veranlagung nach fast verneinen. Und wenn es nun jetzt schon geschehen soll und muß, so gewinnen Sie Zeit, sich für einen andern Beruf tüchtig zu machen.“

„An tatkräftiger Hilfe für den Anfang soll es Ihnen nicht fehlen. Diese Sorge bitte ich aus wahrer herzlicher Freundschaft zunächst mit Ihnen teilen zu dürfen. Sie müssen die Ellbogen frei haben, nicht von außen gedrängt werden. Ich steue mich, wenn Ihnen meine Freundschaft die Mittel dazu bieten kann. Dieses Recht erbitte ich mir von der Ihrigen, mein lieber junger Freund.“

Er hatte mir wiederholt Zeit gelassen, ihm zu widersprechen. Ich habe es nicht getan, sondern in schweigender Zustimmung vor ihm gesessen und sein scharfes, kluges Auge nicht abgewandt. Keine stumme Sprache aber hat er richtig

zu deuten gewußt, und als ich aufstand und er mir die Hand reichte, war es ein langer fester Druck, ein Manneswort. —

Ich kann nicht aussprechen, wie frei, wie wohl mir ist! Wie namenlos dankbar ich bin für diese Lösung. Der Kampf um mein besseres Selbst ist glücklich bestanden und wie ein Phönix aus der Asche soll es aus diesem Siege emporsteigen.

Es ist etwas Großes darum, wenn man sein besseres Selbst begraben zu haben meint, einen Menschen zu finden, der einem den Stein von dem Grabe wälzt.

Ich werde vorläufig hier bleiben und überlegen, was meine nächsten Schritte sein müssen. Das Allerschwerste ist bereits getan: auf diesem Tisch liegt mein Abschiedsgeheim und nun geht es ab.

„Eldoradohotel“, Juli. Der Gedanke an Poncalet beherrscht mich mehr und mehr. Ist er wirklich tot? Oder lebt er irgendwo, so weit weg und so versteckt, daß er für uns ebensogut tot sein könnte? Wenn ich nichts von seinem Tode höre, werde ich ihn suchen, und wenn ich ihn finde, können wir vielleicht unsere Wege, für eine Weile wenigstens, verbinden. Mit Rat und Tat wird er mir zur Seite stehen. Ich hoffe, daß der Verkauf Wollos eine anständige Summe bringen dürfte, und habe die Absicht, das Pferd Gräfin Wanda anzubieten. Die Kaufsumme, die sie mir einmal bot, war sehr annehmbar, für den Liebhaber aber nicht zu hoch. Was es mich kostet, Apollo zu verlieren — darüber Schweigen!

An Frau von Beyingslöwen habe ich geschrieben und sie gebeten, mir mitzuteilen, wo ich sie aufsuchen dürfte. — Einen Moment dachte ich auch nach Syll zu fahren, um Gräfin Wanda zu sprechen. Aber ich hörte von dem Regenwalder Inspektor, der heute in der Stadt zu tun hatte und wie ich im „Eldorado“ zu Mittag speiste, daß die Gräfinnen Wietersberg überraschend plötzlich Syll verlassen haben und bereits nach Regenwalde zurückgekehrt sind.

Ich sprach mit dem Baron über Poncalet und teilte ihm meine Absicht mit, ihn eventuell bei neuen Lebensplänen zu Rate zu ziehen. Seit sieben Monaten aber befinde er sich auf Reisen im Kaukasus und ich hätte seitdem nichts von ihm gehört. Der Baron, dem ich über Poncalet natürlich nicht mehr sagte, als ich durfte, hält viel von ihm, und riet mir, mich an Poncalets Jagdfreund, Herrn von Vehliden, zu wenden, vielleicht wisse dieser um seinen Aufenthalt oder könne wenigstens einen Fingerzeig darüber geben. Daß man doch das Nächstliegende so oft im Ansturm des Schicksals überspringt!

Zwielitsch, „Eldorado“. Du lieber Himmel! Wie dehnbar ist dieser Begriff. Vor kurzem war mir Zwielitsch das Paradies der Erde — jetzt ist das Eldorado auf ein profaisches Gasthaus zusammengeschrumpft!

Welch ein Unterschied! Diese Nacht wachte ich plötzlich auf, mit einem unklaren Gefühl, daß ich sehr glücklich sei. Wie kam ich dazu, da ich doch nichts wie Unglück gehabt hatte? Da fiel mir's ein: ich war nicht verlobt mit Lilli Kallwein, ich war frei, frei, frei! Brauche mich nicht mit dem Studium abzuquälen, wie man auf künstlichem Wege das Leben einer Frau durch „den Sonnenschein wahrer Liebe“ verklären könnte, wenn man für diese Frau absolut nichts übrig hat. Aber ach!

„Liebe läßt sich schwer, Daß leicht — Gleichgültigkeit gar nicht verbergen.“

Ich war heute bei Herrn von Vehliden, Poncalets Jagdfreund. Poncalets Todespläne und die Affäre Beyingslöwen sind ihm natürlich unbekannt. Der Graf hatte ihm Jagdberichte aus dem Kaukasus versprochen. Da sie ausgeblieben waren, wußte er nichts über dessen Aufenthalt, empfahl mir aber einen ihm persönlich gut bekannten Kriminalkommissar a. D. in Berlin, der mich in meinen Nachforschungen erfolgreich unterstützen könne.

Ich will morgen nachmittag nach Regenwalde. Ich habe mich brieflich angemeldet, in Geschäften und um mich zu verabschieden. So sieht er doch nicht aufdringlich aus. Eben bekam ich eine Postkarte von dort mit einem: „Herzlich willkommen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Leberecht Hühnchen im Schützengraben.

Nach Briefen unserer Feldgrauen.

Von Fritz Mad.

Aus Feldpostbriefen kennen wir die ungeheuren Strapazen, die für uns kaum vorstellbaren körperlichen und seelischen Leiden und Entbehrungen, die unsere Tapferen draußen in den Schützengräben erdulden. Mit einem aus Mitleid und Bewunderung gemischter Gefühl lassen wir diese Zeugnisse eines stillen Heldentums, die für uns zu ergreifenden Dokumenten von der schrankenlosen Opferfreudigkeit unseres Volkes wurden. Demgegenüber gewährt es gerade uns Zurückgebliebenen eine gewisse Beruhigung, wenn wir hier und da in Briefen aus dem Felde davon hören, wie unsere kühneren Feldgrauen in einer bewunderungswürdigen Anpassung an die Umgebung und an die als notwendig erkannten Verhältnisse in ihren Erdhöhlen sich eine gewisse Gemütlichkeit geschaffen haben. Diese Briefe, die uns teilweise wie Geschichten eines freundlichen Märchenerzählers anmuten und die nur ganz seltene Einblicke in die wandlungsfähige Menschennatur gewähren, erwecken die Erinnerung an des Dichters Heinrich Heide's unsterblichen Leberecht Hühnchen. Sie finden uns etwas, das dem Geiste dieses lebenswürdigen Philosophen der Zufriedenheit und Selbstbescheidung verwandt ist, etwas, das der Art dieses Genius der Anspruchslosigkeit gleicht, das aus allen Mäten süßen Honig zu saugen verstand und die trostlose Gleichförmigkeit des Alltags durch die Kraft seiner immer freudig gestimmten Seele zu verschönen, zu verklären wußte. Geistesverwandte dieses prächtigen Leberecht Hühnchen müssen es in der Tat gewesen sein, die, mit den bescheidensten Mitteln, lediglich aus einem unbestimmten Gefühl der Sehnsucht nach dem Schönen heraus, sich und ihren Kameraden eine Atmosphäre von Wohllichkeit und traulichem Behagen schufen, mitten im Kampfslärm eine Stätte heimeligen Friedens zu errichten, Zeit und Raue fanden.

Da gibt z. B. ein Nürnberg, der im Norden Frankreichs steht, seinem Bruder folgende briefliche Schilderung seines Heims: „Wir hier draußen sind zurückgestiegen ins Romabenseltalter und weiter zurück ins graue Höhlenmenschtum, und weil die Höhle des zwanzigsten Jahrhundertmenschen noch nicht unserem Kopf entschwunden ist, erleben wir die Wunder wieder, die der Abstand zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit ermöglicht. Es hatte geschneit, durch lange 3/4 Stunden ging's über's weite weiße Land unter dem tiefblauen ausgesternteten Firmament. . . hinunter ging's in die glitschigen Gräben. Mein Spielmann suchte den Unterstand, während ich meine Wache anstellte. Dann kam ich selbst ins Loch zu kriechen, schiffsalsergeben. Eine enge Pforte mit Wachstuchhang, dann doppelte Feltschuhportiere und etwas weiter noch eine Leintuchportiere. Und drinnen sah ich traulichen Lampenschein beim strahlenden Ofen mein Spielmann wie der selige Kaiser Barbarossa. Ein Quartier! Beim Kriegsgott! Ueber schweren Böhlen eine getafelte Tede aus Tilen und Läden, mit Hafer gedeckt. Die Wände mit Gewebe tapeziert (Leintücher), ein Tisch im Winkel mit Stühlen zwisch'n Tisch und Ofen, ein behaglicher Kohlesessel, der Abzug des Ofens unterstützt durch feilichen Spielmann im Fenster, durch das am Nachmittag die Sonnenstrahlen schief hereinzingen und die Stube mit heimlichem Halbdunkel füllten, während die Tabakschwaden sich der Tede entlang wälzten. Die Matrage im Winkel. An der Wand ein Brett mit Bunttellern, gemalten Tellern und nützlichem Hausrat. Auf dem Tisch als Vertreterin der schönen Künste eine Ziehharmonika, die Kirchweihgedanken weckte. Die Kapelle war mein Spielmann und sein Bruder Jörg, der auf Ziehpapier begleitete. „Schöi muas göi“, „Gfällt dir dōi“ und andere altfränkische Weisen wechselten mit „Drei Lilien“ und „Nach der Heimat“. Nachmittags gabs „Bades“, eine fränkische Nationalspeise. Eine Schokoladentruhe hob das Gebäck in eine höhere Sphäre.“

Ein Artillerist, ein biederer Hesse aus Darmstadt, singt dem dem Leben in den selbstgebauten Hütten an einem Bergabhang folgenden Loblied: „So grauam das Kriegsleben ist, so hat es auch seine schön'n Seiten. . . Jedes Geschütz hat sich zwei wunderbare Häuser errichtet, eine Wohn- und eine Schlafstätte. Am linken Flügel liegt unser Haus. Zunächst kommt Du durch einen Garten, mit Kiefern und Wacholderbäumen bepflanzt. Eine Bank mit herrlicher Fernsicht läßt zum Ausruhen ein; nachmittags wird dort Kaffee getrunken. Durch ein Vestibül, links Garderobe, kommt man in den Wohnraum. Die Wände — so hoch, daß man bequem stehen kann — haben Stofftapete (Säde). Oben herum läuft ein Paneel, auf dem unsere Sachen liegen. Wandschranke für Zigaretten sind rechts und in der Mitte der einen Seite des rings mit einer strohgepolsterten Bank eingefassten Raumes eingelassen. Hinten ein Ofen, in dem Holzscherte dauernd brennen. Durch eine Portiere (aus Stroh geflochten) abgegrenzt, ist links der Schlafraum: Drei feine Betten aus strenggebliebenem Erdreich sind dick mit Stroh belegt. Die Kopfkissen, mit Federn geschlachteter Hühner gefüllt, sind gepolsterte Leibbinden. Dide Wolfbeden stehen zur Verfügung. Etwas abseits liegt der Vorrats- und Vaderaum. . . Unsere Leute sind größtenteils aus dem Rheinland. Da solltet ihr mal alle die Bilder an den Wänden sehen, die sie gemacht haben. U. a. haben wir einen Maler unter uns, der brillante Militärkarikaturen, und einen Sänger vom Düsseldorf'scher Stadttheater, der für Unterhaltung sorgt. . . Zum Kaffee gibts belegte Brote, dann folgt ein zweites Frühstück, Mittagstisch stets warm und Kaffee, abends

oft warm, wenn wir Gesellschaft haben. Wildgans, Hase, Feldhühner, Dantwild schienen wir selbst. . .“ Man darf es dem Schreiber dieses Briefes aufs Wort glauben, wenn er sagt, daß manche von seinen Kameraden auf diese Weise im Schützengraben besser leben wie zu Hause.

Auch in den Schützengräben in dem weit unwirtlicheren Dünenbereich man sich auf Gemütlichkeit. Da beschreibt ein im Zivilberuf als Journalist durchs Leben wandernder Kavallerist ein „Haus zum großen Brummer“ benanntes Blockhaus in den Wäldern Bolens in folgender anschaulicher Schilderung, die den „Mann vom Bau“ unsäuer erkennen läßt: „Der einsame Wanderer, der etwa auf den Gedanken läme, nachts hier im moorigen Dickicht heranzustreifen, würde mit Recht erschrecken, wenn er plötzlich vor unserer Behausung stände. In Manneshöhe würde ihm auf einmal ein grelles, rotes Licht entgegenleuchten und Kindererinnerungen an Zwische und Rientänze wachrufen. Erst bei näherer Betrachtung könnte er feststellen, daß er sich vor einem Blockhaus befindet. Unsere Waldvilla ist es, aus deren einzigem Fenster das Licht einer kleinen Lampe mit rotem Schirm, kunstgerecht aus getarbttem Butterbrotpapier gefertigt, leuchtet. Wir steigen vom Gaul und sind im nächsten Augenblick im — Empfangsalon. Riegel in den Balken an der Wand dienen zum Aufhängen der Mäntel und Röde. Ein großer alter Teppich trennt nach morgenländischer Art den dunklen Vorraum vom Hauptzimmer, das Wohn-, Schlaf- und Speiseraum zugleich darstellt. Fünf Stufen mit Holz besetzte führen in den Salon hinauf. Den Besucher empfängt sofort mollige Wärme, erzeugt in einem eisernen Ofen, dessen langes Rohr durch die Tede führt. In der Mitte befindet sich, auf vier Pfählen in die Erde gerammt, der Tisch. Ein Stiel Wachstuch ist darauf genagelt worden und ersetzt das Tischtuch. Die Wände sind sorgsam mit Querbrettern verkleidet. Zimmerschmuck ist überreich vorhanden. Die Bilder Kaiser Wilhelms und Kaiser Franz Josefs drangen an der Wand. Ausschnitte aus illustrierten Zeitchriften ersehen die Tapete; sogar ein Spiegel ist da. In der Tede, auf einem abgesehenen Baumstamm, steht ein Grammophon. . . Auf dem Ofen brodelt das heiße Wasser im Topf, das uns zur Bereitung des „ostpreussischen Maitrankes“ und anderer Getränke dient. Alzeit hilfsbereite Fernsprecher tragen allerlei nette Sachen aus der „Treffliste“ auf. Die Liebesgaben gehören ja wohl allen, und alle nehmen an den seltenen Genüssen teil, die ein zarter Lachsstock und eine prächtige Strahburger Gänseleberpastete zu bieten vermögen. Vorher gibt es eine kräftige Erbsensuppe, mit frischem Fleisch gelocht. . . Dann wird eine der Liebesgabenlatten angezündet und auf später Kommende gewartet. Irgendwo hat man das Grammophon aufgezogen. Bald klingt die Melodie, die für unsere Stimmung paßt. . . Dicker ist der Rauch im Zimmer geworden. Der Ofen schwält, der Qualm der Lampe reizt die Augen. Doch wir sind glücklich, ein Feuer und ein Licht zu haben. . .“

Dieser schärfende, insbesondere kulturhistorisch geschulte Leser mögen aus den mannigfachen Lebererinnungen in der Einrichtung und im Bau dieser Erdwollen Schlüsse auf etwaige atavistische, vom Höhlenmenschen uns überkommene Anlagen schließen. Der gewöhnliche Betrachter wird diese Briefe lediglich mit dem Gefühl der Vergnügung lesen, die wir über die gute Nachricht von einem Freunde zu empfinden pflegen.

## Dermilchtes.

Vom Tabak des russischen Soldaten. Der Tabak spielt nicht nur bei unseren tapferen Truppen eine große Rolle, sondern auch die Stimmung der feindlichen Soldaten wird durch das narkotische Kraut sehr beeinflusst. Besonders der russische Soldat raucht mit Leidenschaft, und immer lauter und dringender wird der Ruf nach Tabak in den Heeren des Jaren. Verwöhnt ist er ja nicht, und von welcher Qualität die Zigaretten sind, die aus Rußland an die Front gefandt werden, geht aus der Tatsache hervor, daß diese Zigaretten pro Tausend nur sieben Mark kosten. Aber dieser Zigarettenabak ist noch vorzüglich gegenüber dem gewöhnlichen Pfeifentabak, dem sogenannten Nachorta, der dem Gaumen des russischen Streickers am meisten zuiagt. Dieser Nachorta, den die Soldaten des Jaren in sehr kleinen Pfeifen rauchen, sieht aus wie Vogelkutter und hat einen Geschmack, von dem ein nicht russischer Berichterstatter mitteilt, nur eine moskowitzische Junge könne ihn vertragen. An diesem Nachorta hängen die russischen Soldaten nun mit einer Leidenschaft, die zur Verachtung jeder andern Tabakorte führt. Der Erzähler befuhrte ein russisches Lazarett und bot den kranken Soldaten ägyptische Zigaretten und gute Havana-Zigaretten aus seiner Zigarettenasche an. Die Leute nahmen dankend, denn die Höflichkeit verbot es ihnen, eine so wohlgemeinte Gabe abzulehnen. Aber wie wenig diese teuren Zigaretten und Zigaretten von ihnen geschätzt wurden, ergab sich daraus, daß sie sie wegwurfen, als eine Schwefel mit einigen Baketen des gestrichen Nachorta erschienen. Eifrig stopften sie dann die schwammigen Stenker in ihre kleinen Pfeifen. Welch große Rolle der Tabak auch in Rußland im Artee spielt, daran wird man auf Scheit und Feist auf den Straßen von Petersburg gemahnt. Ueberall finden Sammlungen statt, um Tabak an die Front zu schicken. In den Theatern kommen die Schauspieler und Schauspielerinnen in

den Banken in die Vogen des Banketts und bitten um eine Gabe zum Tabak für die Truppen. In den Kaffees erscheinen immerfort Mädchen, die Kopeken-Stücke sammeln, und auf den Bänken steht geschrieben: „Tabak für die Soldaten“ oder auch „Zug für die Truppen“, „Warme Kleider für unsere Krieger“ usw. In den Straßenbahnwagen werden Lose verkauft für eine Kriegslotterie, deren erster Preis 200 000 Mark beträgt. In jedem Hotel und auf jeder Eisenbahnstation sitzt ein freiwilliger Sammler, der jeden Vorübergehenden um eine Gabe für die Soldaten und die Verwundeten anpricht.

**Ver schwundene „Pariser Verufe“.** Der Krieg, der das Bild von Paris so völlig verändert hat, hat auch eine Reihe jener typischen Pariser Verufe verschwinden lassen, die so manches zu der Eigenart des Straßenlebens an der Seine beitragen. Vergebens sucht man vor dem Louvre und dem Hof des Louvre, so erzählt ein Mitarbeiter des „Journal des Débats“, jene herumlungern den Leute, die immerfort auf der Lauer waren, jedem Vorübergehenden in allen Sprachen der Welt anzubieten, sie wollten ihn zur Wicoronda führen. Der Louvre ist nämlich geschlossen, und Leonardos Meisterwerk schlummert nach seinen mancherlei Irrfahrten der letzten Zeit sicher in den Gewölben von Montauban. Vom Boulevard sind die eifrigen Sammler von Zigarrenstummel verschwunden, nicht etwa, weil die Tugend nun unter der Pariser Bevölkerung so groß geworden ist, daß man den Genuß des Nikotins ausgeben hat, sondern weil vor den Cafés die Tische und Stühle verschwunden sind und keine mindere Menge hier mehr plaudert und kleinem Zigarren wegwirft. Hinter den Trottoirs, die, mit Koffern beladen, von den Bahnhöfen her kamen, liefen früher junge Leute her, und der Sieger in diesem Wettlauf erlachte als Belohnung die Kunst, die Koffer bis in das fünfte Stockwerk hinauf zu tragen. Auch diese nützlichen Mitglieder der Menschheit sind verschwunden und man hat jetzt das Vergnügen, sich sein Gepäck selbst hinauf zu schleppen unter dem gleichgültigen Blick des trägen und spöttischen Portiers. In der Umgebung der Oper, in der Nachbarschaft der großen Banken trat man sonst Hunderte von Männern an, die unter den Armen sorgfältig verschlossene große Vorteleufnisse trugen. Es waren die Kassenboten, die stets einen Eindruck von Reichtum und blühenden Geschäften machten. Seit dem Moratorium sind sie nicht mehr sichtbar. Wohl gibt es noch Banken und Bankbeamte; aber die letzteren bleiben in den ersteren, denn es gibt nichts mehr auszuwählen. Vor den Türen der Paläste waren bei großen Empfängen und Gesellschaften stets zahlreiche Gaffer versammelt, eine bunte Menge, Zeitungsjungen, Kinder, Weiber und Bettler; sie bildeten Spalier und laden die Damen in den kostbaren Toiletten und Pelzen aus den eleganten Autos steigen, und ein bewunderndes Klüffern lief durch die ärmtlichen Reihen. Diese Pariser Straßenmenschen sind mit einem Schlage fortgeweht; es gibt keine rauschenden Feste mehr und selbst an den Worten des Instituts, gegenüber dem Pont des Arts, wo sich bei den öffentlichen Sitzungen der Akademie das lebendigste Bild entfaltete, ist es nun öde und leer. Keine Veranstaltung war ja besucht, wurde von der großen Welt mit höherem Brunk ausgehattet, als diese großen Tage der vierzig Unterblischen. Die Akademien halten zwar noch immer ihre öffentlichen Sitzungen, aber vor den Türen wie hinter den Türen fehlt das gewohnte Bild. Alles ist öde und leer. In den nur mäßig gefüllten Räumen halten die Gelehrten ihre Vorträge vor einem uninteressierten Publikum; die Wissenschaft steht auf einem verlorenen Posten, denn die Gesellschaft fehlt . . .

**Die Küche im Kriege.**

(Nachdruck dringend erwünscht.)

**Rotbeetsuppe.** 1/2 Pfund Rindfleisch, 2 große rote Rüben, Suppengemüse, 3 Liter Wasser, 1/4 Liter saure Milch, 3 gehäufte Eßlöffel Mehl, Salz, Pfeffer. Die roten Rüben werden geschält, in Streifen geschnitten, das Suppengemüse ebenfalls und mit dem Fleisch in das kochende Wasser gegeben, Salz hinzugefügt und das Ganze 1 1/2 Stunde gekocht, dann wird saure Milch und Mehl ausgequirlt und zu der Suppe gegeben. Sehr gut schmeckt es, wenn ein Kopf Weißkohl in Streifen geschnitten in die Suppe gegeben wird.

**Eingeschnittener Schweinskopf in Gurken-sauce.** 1/2 Schweinskopf, 5 Pf. Suppengemüse, 60 Gramm Mehl, 40 Gramm Fett, Salz, 1 kleine Salzgurke, Pfeffer. Der Schweinskopf wird mit viel Wasser und Suppengemüse gargekocht, das sich bildende Fett sorgfältig abgeseigt; es kann gut als Bratfett oder als Brotbelag verwendet werden. Fett und Mehl werden hell oder dunkel geröstet, mit 1/2 Liter Schweinskopfsbrühe aufgegoßen, in Würfel geschnittene Salzgurke, Pfeffer und Salz darangegeben, die Sauce gut durchgekocht und abgeschmeckt. Die Hälfte Fleisch wird in die Sauce gelegt. Die zweite Hälfte von einer Salze nach nachstehendem Rezept verarbeitet.

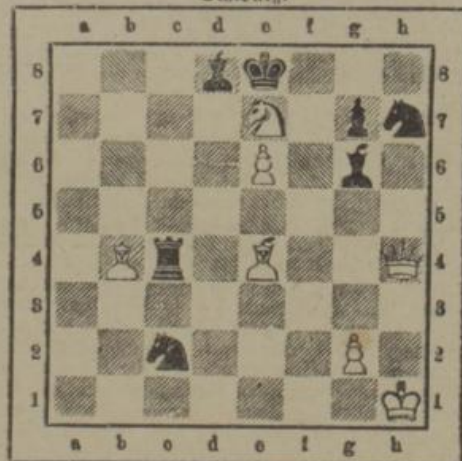
**Bücherliß.**

— **Die Kunst.** In den Vordergrund des Interesses dürfte nach glücklicher Beendigung dieses Krieges die Frage des „Meisterhandbildes“ treten. Tritt doch dann an die deutschen Künstler die Aufgabe heran, unseren hervorragenden Heerführern würdige Denkmäler zu schaffen, die auch in künstlerischer Hinsicht den höchsten Anforderungen entsprechen. Einen sehr lehrreichen, mit prachtvollen Beispielen guter Denkmalkunst illustrierten Aufsatz über dieses Thema veröffentlicht die Münchener Kunstzeitschrift „Die Kunst“ (Verlag F. Bruckmann N.-G.) in ihrem Februarheft. Von tiefem Ernst erfüllt, trotz mancher humoristischer Flüge, sind die Bilder von Adolf Dengerler „Aus einem Tagebuch 1914“, in denen die Empfindungen des Künstlers zum Ausdruck kommen, welche der Krieg und die Tüde unserer Feinde in ihm auslösten. Dieser Aufsatz ebenso wie der über Franz Krüger, der uns in seinen Paraden, Jagd- und Sportbildern lebendige Schilderungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt, dürften gerade jetzt ganz besonderes Interesse finden. In die Idylle sommerlichen Landschaften führt uns der Aufsatz über das Landhaus Stimpfstadt am Altsee von dem Münchener Architekten J. P. Rosenthal. Endlich wären noch an Aufsätzen dieses wieder sehr reichhaltigen und besonders abwechslungsreichen Heftes der „Kunst“ zu nennen: Die Silhouetten von Frau J. B. Schäfer mit Abbildungen mehrerer Silhouetten, welche die Besonderheit dieser Künstlerin bilden, sowie Arbeiten von Ernst Niegel: Kirchengeräte, Tafelgerät, Schmuck und Bucheinbände.

— **Der Griechische Roman und seine Vorläufer.** Von Erwin Rohde. Dritte, durch einen zweiten Anhang vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1914. 8°. XXI, 636 S. — Mit unvergleichlicher Meisterlichkeit hat Erwin Rohde in der 1876 erschienenen ersten Auflage des vorliegenden Werkes ein damals fast noch völlig unberührtes Gebiet der Literaturgeschichte für die wissenschaftliche Forschung erschlossen. Nicht nur die erotische Erzählung der hellenistischen Dichter, sondern auch das weite Gebiet der ethnographischen Fabeln, Romane und Utopien, sowie die Entwicklung der griechischen Sapphik der Kaiserzeit hat in Rohdes berühmtem Buche eine ebenso tief schürfende wie geistvolle Behandlung gefunden. Als einer der Ersten hat Rohde auch die engen Beziehungen des spätgriechischen und byzantinischen Liebesromans zur romantischen Poesie des Westens im frühen Mittelalter dargelegt, deren Fäden sich bis auf Vocaccios Decamerone herab verfolgen lassen. Nachdem im Jahre 1900 von R. Schoell ein nur wenig veränderter Nachdruck des Werkes veranstaltet worden war, hat der durch eine Reihe hellenistischer Studien rühmlich bekannte Tübinger Philologe Wilhelm Schmid die Herausgabe der vorliegenden dritten Auflage übernommen. Mit vollem Rechte wurde von einer Umarbeitung des klassischen Werkes völlig abgesehen. Dagegen hat der Herausgeber in einem Anhang zu dem unverändert wiedergegebenen Texte Rohdes eine außerordentlich lehrreiche kritische Uebersicht über die neuen Entdeckungen und Forschungen auf dem Gebiete des griechischen Romans seit dem Erscheinen der ersten Auflage gegeben und eine Reihe von wichtigen Verbesserungen, Ergänzungen und Belegen zu Rohdes Text angelegt. Schmid's Ausführungen über den Entwicklungszusammenhang zwischen Novelle und Roman und über den Ursprung der Rahmen-Erzählung sind auch für die allgemeine Literaturgeschichte bedeutsam und werden Rohdes Meisterwerk auch über den Kreis der Philologen hinaus dankbare Leser gewinnen.

H. H.

**Schach-Aufgabe.**  
Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der altägyptischen Hieroglyphen in voriger Nummer: Fleiß ist der Vater des Glücks.